

Glaube – Hoffnung – Liebe

im Spiegel der Phasen unserer menschlichen Lebensalter
(Eine psychologisch-theologische Betrachtung
für ältere Menschen)

von Johann Auer, Regensburg

Der Wiener Neurochemiker W. Birckmayr spricht in seinem lesenswerten Buch »Der Mensch zwischen Harmonie und Chaos« (Köln 1978³) das Lebensalter des »älteren Menschen« (50–70) an unter dem Thema »Rückbildungsphase – Involutionenphase«. Das bedeutet: Der Mensch dieser Lebensphase sucht eine Zusammenschau seines Lebens durch Rückschau und ein neues Verstehen des Ganzen durch Ausblick auf ein neues Kommendes, das erst seine Konturen gewinnen muß. – Ich bin selbst in diesem Alter und möchte darum nicht über dieses Thema eine gelehrte Untersuchung vortragen, sondern vielmehr anhand dessen, was ich als Mensch und Seelsorger und Theologe in meinem Leben erlebt habe, mit Altersgenossen eine gemeinsame Besinnung auf diese Sache anstellen. Das Thema, worüber wir gemeinsam nachdenken wollen, lautet also: Wie sieht meine christliche Frömmigkeit, die in besonderer Weise aus den Grundhaltungen von Glaube, Hoffnung und Liebe lebt, aus, wenn ich sie heute als älterer Mensch im Rückblick auf mein Leben und im Ausblick auf die kommenden alten Tage vor der Frage nach dem Sinn des Ganzen betrachte?

Lassen Sie mich vorher eine kurze Vorbemerkung machen:

Das Thema involviert vielerlei psychologische, pädagogische, philosophische und theologische Probleme. Um der Sache willen werden wir am besten von außen nach innen fortschreiten und in einem ersten Abschnitt die psychologisch-pädagogische Seite des Themas bedenken und so ein Bild von den verschiedenen Phasen unserer menschlichen Lebensalter uns verschaffen, in das wir nachher unsere besonderen Fragen nach den religiösen Grundlagen von Glaube, Hoffnung und Liebe eintragen können. Doch schon zu psychologisch-pädagogischen Fragen kann man gerechterweise nur als ganzer Mensch eine rechte Antwort finden. So werden Sie es nicht verübeln, wenn ich schon im ersten Abschnitt auch als Theologe mir meine Gedanken gemacht habe. Dabei sind mir zwei Worte der Hl. Schrift aufgefallen, die mir gerade für die psychologisch-pädagogische Seite des Themas wichtig erscheinen. Ich möchte sie darum kurz hier gleich am Anfang vorstellen:

Das erste Schriftwort stammt vom hl. Paulus und lautet: »Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind; als ich ein

Mann geworden war, legte ich ab, was des Kindes ist« (1 Kor 13, 11). Der Satz steht bei Paulus in der berühmten großen Betrachtung über die Liebe, im »hohen Lied der Liebe«.

Das zweite Wort stammt von Jesus selbst und scheint dem Wortlaut nach genau das Gegenteil von dem zu fordern, was Paulus gesagt hat. Die Schrift berichtet uns, wie die Apostel mit ihrem Meister des Weges ziehen und unter sich und mit sich über die Frage ringen, wer wohl der größte unter ihnen sei (Mk 9, 33). In einer Ruhepause auf diesem Weg stellen sie nun diese Frage an ihren Meister Jesus und Matthäus (18, 1) berichtet dazu folgendes: »In jener Stunde traten die Jünger zu Jesus und sprachen: 'Wer ist wohl der Größte im Himmelreich?' Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: 'Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Wer sich also klein macht wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.'« – Paulus sagt also: Man muß das Kindsein ablegen, um reif zu werden; Christus sagt: Man muß Kind werden, wenn man reif werden will für das Himmelreich. – Beides gehört wohl zusammen. Es sind dies zwei verschiedene Seiten derselben Sache, und zwar nicht nur, weil etwa das natürliche Leben des Menschen und das übernatürliche Leben des Christen zu unterscheiden wären; schon im natürlichen Leben des Menschen gehört beides zusammen, wie wir noch sehen werden. Erst in der Zusammenschau dieser beiden Züge wird unser Thema, das Problem wie die Antwort, sich recht erschließen. Wenden wir uns also dem ersten Abschnitt unserer Überlegungen zu!

I. Fragen über die menschlichen Entwicklungsstufen und Gedanken zu Weg und Sinn des menschlichen Reifens

Wenn es um den Menschen geht, wird verstehendes Denken immer vom Ganzen zum Einzelnen fortschreiten müssen. So sollen auch hier einige allgemeine Gedanken zu der besonderen Frage nach den Entwicklungsstufen des Menschen hinführen.

Wir sind zum größten Teil wohl schon auf dem Altenteil: frei von den Pflichten des Berufes im engeren Sinn. Vielleicht ist manchem der Übergang vom Beruf zum Pensionistendasein schwer gefallen. Wenn man es recht versteht, ist es eigentlich ein wunderschöner Schritt hinein in die eigentlich menschliche Freiheit: Man hat noch zu leben und ist doch nicht mehr an die Pflichten und an den Terminkalender des Berufes gebunden. Jetzt gilt für jeden von uns das schöne Wort von Angelus Silesius: »Mensch, werde wesentlich; denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht« (Cherubinischer Wandersmann II, 30). Schon der griechische Dichter Pindar hat im 5. Jahrhundert vor Christus gesagt, was alle Dichter immer wieder wiederholt haben: »Mensch, werde, was du bist: ein Mensch!« Das ist schon in unserem natürlichen Denken, erst recht in unserem christlichen Welt- und Selbstverständnis doch unsere eigentliche Aufgabe: Mensch

zu werden. Vielleicht haben wir diese Aufgabe schon manchmal wenigstens in dem schmerzlichen Empfinden wahrgenommen, daß wir nicht sind, was wir sein sollten. Clemens von Brentano hat einmal den Satz geprägt: »Ich, der ich bin, grüße trauernd den, der ich sollte sein.« – Dies setzt freilich voraus, daß wir von Anfang an wüßten, was wir eigentlich werden sollten, daß wir ein Zielbild für unser Leben hätten. Wenn wir ganz oberflächlich nur auf unser Leben schauen, werden wir meist verschiedene Traumbilder oder Wunschbilder in uns entdecken und uns erinnern: als Kind wollte ich dies und jenes werden, doch im Leben ist es anders gekommen. Doch diese Wunschbilder beziehen sich meist nur auf »Berufsbilder«; der Beruf ist aber nur ein »Rahmen« für unser menschliches Leben und Dasein. Das Menschsein selber ist noch etwas Tieferes, Größeres. Da oder dort in unserem Leben, vor allem vielleicht bei festlichen Anlässen wie Hochzeit und Jubiläum, Tauffeier, Erstkommunion, Konfirmation usw. wird uns die tiefere Frage nach dem »Sinn unseres Lebens« gekommen sein, der ja nicht nur durch unseren Beruf, unsere Berufsaufgabe oder -leistung ausgedrückt ist, der über das Berufliche hinaus auf das eigentlich Menschliche verweist. – Vielleicht erinnern wir uns noch: Die Älteren von uns werden ganz gewiß im Religionsunterricht als eine der ersten Fragen gelernt haben: *Wozu bin ich auf Erden?* Und die große Antwort war: *Ich bin auf Erden, um Gott zu erkennen, Ihn zu lieben und Ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen.* Eine tief menschliche und urchristliche Frage und eine großartige Antwort, die freilich nur das allerletzte Ziel ganz deutlich macht, dann aber von uns verlangt, daß wir die Frage nach dem »Weg« zu diesem Erkennen und Lieben und Dienen Gottes uns selber stellen und immer wieder neu beantworten. Im Berufsleben wird diese Frage oft im Lärm des Lebens untergegangen sein. Die Katechismusantwort wird uns oft nur noch als »Kinderverschen« erschienen sein. Heute, da uns nicht zuerst die Frage nach dem Berufserfolg, sondern vielmehr nach dem Menschsein wieder bewegt, bekommt diese Katechismusfrage und Antwort wieder einen neuen Sinn. Im Rückblick auf unser Leben können wir sagen: Menschliches Leben ist wie alles Leben ein »Prozeß«, ein immer weiter fortschreitendes Geschehen, das eine ganz bestimmte innere Gestalt hat: Ein Wachsen nach außen und ein Reifen nach innen müssen zusammenkommen, soll das Leben gelingen, soll der Mensch zum Menschen werden.

Zum Verständnis dieses Lebensprozesses mögen folgende Hinweise helfen: Alle Lebewesen auf dieser Erde, besonders deutlich zu sehen an den Pflanzen, haben eine Periodik in ihrem Leben, die bei den einjährigen Pflanzen sehr schön sichtbar wird im Blick auf die vier Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Irgendwie läßt sich aber bei allen Lebewesen so etwas wie ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst und ein Winter feststellen. Dabei können wir gleich die äußeren Momente nennen, die diese natürliche Periodik der Pflanzen bestimmen: Das Erste ist die Sonne und ihr Licht, ohne die es kein Wachsen und Reifen gibt. Das Zweite ist wohl die Wärme, die für die verschiedenen Lebensprozesse von höchster Bedeutung ist, das Dritte ist das Wasser, der Regen, ohne die es kein Leben gibt. Erst das Vierte ist eigentlich die materielle Welt, die Erde mit ihren Stoffen und Kräften, aus denen die Pflanze sich aufbaut, aber nicht ohne Wasser

und Wärme und ohne das Licht der Sonne. Es ist ein geheimnisvoller, wunderbarer Kreislauf der Natur, der hier am Werke ist, deutlich bei den Pflanzen, in etwa auch noch bei den Tieren sichtbar; aber schon hier kommen manche Faktoren in der Entwicklung des Lebens dazu, und noch viel anders dann scheint der Lebensprozeß beim Menschen bestimmt. Neben der Umwelt sind eigene innere Kräfte des Wesens mit am Werk, wenn das Wesen werden soll, was es ist.

Wenn wir also nun die Entwicklungsperioden beim Menschen betrachten wollen, was in seinem Leben Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden läßt, sind vielerlei Faktoren zu nennen, die meist unter zwei recht verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Der eine Gesichtspunkt wird meist von den Naturwissenschaften her gewonnen, die physiologische und physiologisch-psychologische Prozesse im Menschen betrachten. Ich habe für diese Betrachtungsweise ein Werk von Erik Homburger-Erikson (Identität und Lebenszyklus, Berlin 1973) zu Rate gezogen. Die andere Betrachtungsweise geht mehr von humanwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus. Ich habe dafür wieder Ch. Bühler zu Rate gezogen, deren Werk »Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem«, Hamburg 1933, mir schon während meiner Studienjahre vor 50 Jahren Wegweiser war. Wiederum werden wir wohl sagen dürfen: In der Zusammenschau dieser verschiedenen Betrachtungsweisen erst erschließt sich das Ganze der Frage. Zweierlei müssen wir bei der Betrachtung dieser Dinge beachten: Das Erste ist, daß wir, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, periodisieren und typisieren müssen, auch wenn das konkrete Leben des einzelnen selbstverständlich oft vielerlei Abweichungen von diesen Perioden und Typen aufweist. Das Zweite ist, daß wir uns wenigstens die wichtigsten Faktoren bewußt machen, die die Entwicklungsprozesse im menschlichen Leben gegenüber den vorher genannten Entwicklungsprozessen im pflanzlichen Leben bestimmen.

Da ist zunächst, wie bei allen Lebewesen, auch bei Pflanze und Tier, zu nennen die »Konstitution«, d. h. das Erbgut mit all seinen Anlagen des Leibes, der Seele und des Geistes, des Gemütes, mit den ererbten Möglichkeiten, Offenheiten und Reaktionsweisen und was sonst die Konstitutionslehre uns noch alles dazu zu sagen hat.

An zweiter Stelle ist der soziale Rahmen zu nennen, die Familie, zuerst das Verhältnis von Mutter und Kind vom Mutterschoß an über die ersten Tage und Monate des kindlichen Daseins; das Verhältnis zu Vater und Geschwistern und Erzieher und anderen Verwandten und Bekannten und schließlich all die neuen Gesellschaftskreise, in die der Mensch durch Schule und Beruf und Lebensschicksal hineinwächst.

An dritter Stelle sind zu nennen die eigenen Kräfte der Reaktion und der Aktion, die freien Entscheidungen und Planungen, die den Lebensweg des Menschen bestimmen.

An vierter Stelle sind zu nennen die Werttafeln und Grundwerte, seien sie angeboren oder anerzogen, übernommen oder selbst gestaltet, im Lebenskampf errungen oder durch Schicksal geschenkt: der Sinn für das Wahre der Wirklichkeit, für das Gute der Sittlichkeit, für das Schöne und für das Heilige.

An fünfter Stelle ist hinzuweisen auf die sozialen Gemeinschaften, die sich der Mensch selber schafft: Gruppen und Vereine, Bekanntschaften und Freundschaften bis hin zur Ehe und Berufsgemeinschaften: wirtschaftliche und kulturelle, soziale und politische und religiöse Gemeinschaften und die in ihnen begründeten Werte bestimmen maßgeblich den Entwicklungsprozeß des Menschen mit, indem der Mensch gerade in ihnen vieles empfängt und lernt, positive und negative Anstöße und Beeinflussungen erfährt.

Schließlich ist sechstens vor allem darauf hinzuweisen, daß in all diesen Elementen unseres Wachstumsprozesses Unterscheiden und Entscheiden, Annehmen und Integrieren, Geschehenlassen und selbst Gestalten immer maßgeblich bleiben. Dazu gehört der Lebenskampf mit seinen Niederlagen und Siegen, wobei Niederlagen oft Siege sein können und Siege oft zu Niederlagen werden. Manches ist nur im Kampf, manches ist nur durch Flucht, manches nur durch Leiden zu bezwingen. Die größten und tiefsten Werte des Menschen sind wohl nur durch Leiden zu erringen, wie Demut und Geduld und Liebe. Dies will uns Christen ja gerade das Geheimnis des Kreuzes sagen.

So manches wäre dazu noch zu sagen. Doch wenden wir uns nun endlich dem Schema für unsere Entwicklungsperioden zu, das wir, wie eingangs erwähnt, im Anschluß an Bühler, die fünf Phasen, und Erikson, der sieben Phasen unterscheidet, kurz zur Darstellung bringen wollen. Wie eingangs schon erwähnt, schauen wir dabei die beiden Sätze der Schrift, den Satz des hl. Paulus vom Ablegen dessen, was des Kindes ist, und den Satz Jesu, von der Forderung nach dem Kindwerden, zusammen. Wir können den scheinbaren Gegensatz zwischen diesen beiden Sätzen dahin verstehen, daß Paulus dabei das irdische Leben mehr betrachtet und den Endzustand als ein jenseitiges Geschenk auffaßt, weshalb er auch im Anschluß an sein Wort sagt: »Jetzt schauen wir wie im Spiegel, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkennen wir unvollkommen, dann aber werden wir ganz erkennen, so wie ich ganz (von Gott) erkannt bin« (1 Kor 13, 12). Im Worte Jesu, das immerwährendes Kindwerden verlangt, erscheint demgegenüber das Eschatologische vielmehr als Aufgabe in dieser Zeit, die zwar nie ganz erreicht, aber immer erstrebt werden muß, so wie es etwa für die Forderungen der Bergpredigt bei Jesus auch zutrifft. – Zu unserem christlichen Leben gehören ja immer sowohl die natürliche wie die übernatürliche Ordnung, die aber im Lebensprozeß nicht zu trennen sind, durch deren Zusammenwirken vielmehr erst das christliche Leben erbaut werden kann. Dabei ist schon für das natürliche Leben zu sagen, daß es nicht wie eine Parabel ist, die von unten aufsteigend nach oben zum Schnittpunkt fortschreitet, um wieder nach unten zu fallen; das könnte nur für das rein biologische Leben gelten. In einer ganzheitlichen Lebensbetrachtung des Menschen kann gerade der biologische Abfall von besonderer Bedeutung sein für die seelisch-geistige Reifung der Person. – Ebenso ist vom übernatürlichen Leben zu sagen, daß es nicht bloß wie eine Parabel von oben nach unten verläuft, wachsend aus der Taufgnade durch ein Leben mit Gott und mit Christus und seiner Kirche, um dann von selber wieder nach oben zu steigen zur Vollendung bei Gott:

Durch menschliches Versagen kann gerade im Alter noch dieser Aufstieg verloren gehen.

Doch wenden wir uns nun dem Schema der Entwicklungsphasen zu, die wir in acht Stufen kurz anzeigen wollen:

a) Die erste Entwicklungsphase, die von ganz besonderer Bedeutung ist, beginnt im Mutterleib, und vielleicht ist das erste Lebensjahr noch hinzuzunehmen. Der Mensch entfaltet sich und lebt fast ganz aus dem »Empfangen«. Was er empfängt und wie es ihm geboten wird, das bestimmt die ersten Grundhaltungen, die für das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt, zumal zur menschlichen Umwelt, oft für sein ganzes Leben von Entscheidung sind. Erikson nennt diese erste Phase des Kleinstkindes oder Säuglings, die Phase des »Urvertrauens oder Urmißtrauens«. Im biologischen Verhältnis von »Mutter und Kind« werden in dieser Zeit schon die personalen und sozialen Grundhaltungen mitgeformt, die später auch alle anderen Haltungen des Lebens tragen. Lebenssicherheit und Zufriedenheit, die Fähigkeit zu Güte und Liebe haben hier schon ihre Wurzeln.

b) Daran schließt sich die eigentliche Periode der »Kindheit«, etwa vom 2. bis 5. Lebensjahr, an, eine Periode, in der verschiedene Entwicklungsphasen zusammenschauen sind. Aus dem empfangenden Kleinstkind muß das Kind werden, das selber lernen muß, sich seine Welt zu gestalten. Es muß Selbstbeherrschung (Reinlichkeit) und das Gehen lernen; es muß seine nächste Umwelt erobern und sich seine erste kindliche Welt aufbauen: die Dinge kennenlernen und einordnen lernen, und im Spiel zumal seine kindliche Welt gestalten. Erikson kennzeichnet diese Lebensphase mit »Autonomie und Scham«; vielleicht könnten wir besser sagen »Abhängigkeit und Selbständigkeit«.

c) Daran schließt sich die Lebensphase der ersten Schulzeit: das Lernzeitalter gegenüber den Dingen, den Menschen, den Ordnungen und Gesetzen in der Welt und im eigenen Herzen. Seine Aufgipfelung findet diese Lebensphase etwa im 9. bis 10. Lebensjahr (Erstbeicht und Erstkommunion), wo die ersten sittlichen und religiösen Grundwerte aufscheinen und erworben werden müssen. Erikson spricht von »Initiative und Schuld«. Der erste Sinn für Tradition und Fortschritt muß hier entwickelt werden. Die Gefühle von Selbstsicherheit und Zufriedenheit oder auch von Minderwertigkeit und Angst werden hier grundgelegt.

d) Daran schließt sich die Lebensphase, die wir zusammenfassend »Pubertätszeit« zu nennen pflegen, die Zeit vom 10. bis vielleicht 16. Lebensjahr, an. Erikson spricht hier von »Identität gegenüber Identitätsverwirrung«. Gewöhnlich nennen wir diese Zeit die Zeit von »Sturm und Drang«. Es ist die Zeit, in der der junge Mensch zum erstenmal seine eigene Mitte bewußt finden muß, aus der heraus er sich als Mensch und seine Welt für sich gestalten muß. Weil der Aufbruch aus seiner eigenen Mitte kommt und die Grenzen, die die Welt setzt, noch nicht bekannt sind, ist es die Zeit des »Idealismus«, in der der Mensch immer »das Totale« sucht und dadurch vielfach am Scheitern erst lernen muß, er selbst und ganz er selbst zu werden.

e) Die nächste Lebensphase können wir mit dem Thema »Weg ins Leben« kennzeichnen, etwa vom 15. bis 25. Lebensjahr. Die großen Entscheidungen für

einen Beruf, für eine Lebensgemeinschaft, Ehe und Familie, oder im alleinigen Dienst für die Kirche in Orden und Priestertum müssen gefällt werden, mit ihrem Sinn für Endgültigkeit. Für die Welt und für Menschen muß Verantwortung übernommen werden. In der Auseinandersetzung mit der Welt lernt der Mensch, »das Ganze suchen«, und erlangt so seine erste Reifung. Am Ende dieser Phase könnten wir sagen, geschieht die »Peripetie« im Leben des Menschen, die äußere Entwicklung kommt irgendwie ans Ziel. Nun beginnt die große innere Entwicklung.

f) Es beginnt die Phase im menschlichen Leben, die bestimmt ist durch die Bewältigung der ersten Lebenskrisen. Erikson überschreibt diese Phase mit »Intimität gegen Isolierung«. Der Mann muß lernen, seine Pflichten gegenüber dem Beruf wie gegen die Familie auszugleichen; die Frau muß lernen, ihre Aufgaben als Mutter und als Gattin, vielleicht auch noch in einem Beruf in Einklang zu bringen. Triebhaftigkeit, Ich-Funktion und soziale Prozesse müssen zum Ausgleich gebracht werden. Die verschiedenen Lebensaufgaben und Lebensbilder müssen zur Integration geführt werden. Zum erstenmal steht hinter all diesen Aufgaben die Frage nach dem Sinn des Lebens. Dies mag die Zeit zwischen dem 25. und 45. Lebensjahr umfassen.

g) Nun ist entscheidend zu erkennen, daß in diesem Lebensalter die Entwicklung nicht zu Ende ist, sondern gerade die großen Aufgaben der inneren Entwicklung uns begegnen. Über die Zeit vom 45. bis 65. Lebensjahr schreibt Erikson das Thema »Generativität gegen Stagnation«. Nicht stehenbleiben, sondern weiter-schreiten ist die Aufgabe. Nicht bloß bewahren, sondern schöpferisch bleiben, den neuen Herausforderungen begegnen, sie annehmen und bewältigen, nicht zum freiwilligen Frührentner werden! Ganz besonders wird es Aufgabe dieser Jahre sein, in der Liebe zu wachsen, zu lernen, was Liebe ist: auf sich zu verzichten und für andere da zu sein; die Fähigkeit zum selbstlosen Sich-Schenken zu entwickeln; begreifen, daß in diesem Sich-Schenken der Mensch sich nicht verliert, sondern erst findet; aus der äußeren Gemeinschaft in die innere Gemeinschaft finden; immer mehr begreifen, daß nur der ein wirklich Liebender ist, der nicht anderen etwas schenkt, sondern der sich selbst immer nur für den Beschenkten hält.

h) Die letzte Phase unseres Lebens, etwa vom 65. bis 95. Lebensjahr, kennzeichnet Erikson mit dem Thema »Integrität gegen Verzweiflung«, die Zeit der Involution und Reduktion gegen ein Sich-Verlieren. War das Kind der Suchende, der reife Mensch der Handelnde, so ist der alte Mensch der Hörende und Gehorchende. Erst darin wird er Reife finden. In der Gelassenheit, im Hoffen und Vertrauen, im Überschreiten seiner Welt und seiner selbst muß der Mensch an die Ufer seines Lebens gelangen, die ihm den Ausblick auf die wirkliche Wirklichkeit eröffnen. Hier stimmen alle Psychologen – auch wenn sie selber gottlos sind – überein: Hier wird der hohe Wert des Glaubens, oder, wie der Gottlose sagt, der Ideologie, deutlich, die über diese Welt und dieses Leben hinausschaut und hinausträgt.

Was wir hier über die einzelnen Entwicklungsphasen des Menschen gesagt haben, gilt immer für den ganzen Menschen und ist darum von besonderer

Bedeutung gerade auch für unser religiöses Leben, wie wir nun im zweiten Teil unserer Betrachtung sehen wollen.

II. Glaube, Hoffnung und Liebe – unser religiöses Leben im Spiegel unserer menschlichen Lebensalter

Tragen wir nun in das, was wir über die einzelnen Entwicklungsphasen uns überlegt haben, unsere Fragen nach unserem religiösen Leben, nach Glaube, Hoffnung und Liebe ein. Dabei wollen wir stets festhalten, daß all unsere Entwicklung nicht nur Naturprozeß, sondern ebenso personale Entscheidung, ein sozialer Prozeß, Leistung und Geschenk, Integration in Identität ist.

1. Unser Glaube

Allgemein müssen wir zunächst festhalten: Zum Glauben gehören wenigstens drei Stück: eine geglaubte Wirklichkeit und Wahrheit (Heilsgeschichte und Katechismuswahrheit), das Wissen und Verstehen dieser Wirklichkeit und Wahrheit, das im Leben mit uns ständig wachsen muß, und schließlich das Leben aus diesem Glauben, in dem die Diastase zwischen der geglaubten Wirklichkeit und meinem Wissen über diese Wirklichkeit überwunden wird und so der gläubige Mensch entsteht. Der Reifungsweg dieses Glaubens kann anthropologisch (vom Menschen und seiner Entwicklung her), christologisch (von Christus und seiner Offenbarung und seinen Sakramenten her in Schuld und Gnade) und ekklesiologisch (von der Kirche und ihrer Liturgie her und vom Tun der Kirche für jeden einzelnen Christen her) verstanden werden. Wie sehen nun die einzelnen Lebensphasen im Glauben aus?

a) Der Glaube des Kleinkindes: Hier müssen die natürlichen Grundlagen gelegt werden, auf die der religiöse Gottesglaube aufbauen kann und ohne die er nicht leben kann. Die besondere Gestalt von Mutterliebe und Vaterliebe, deren Unterschied im Laufe der Jahre immer deutlicher wird, sind für den religiösen Glauben des Menschen später von allerletzter Bedeutung. Wenn uns die Offenbarung das Gottesbild vorstellt mit dem Satz (Ps 72, 12): »Dir, o Gott, gebührt die Kraft und bei Dir, o Herr, ist die Barmherzigkeit!«, dann muß der Glaube an dieses Gottesbild in der rechten Vater- und Mutterliebe im Menschen grundgelegt werden. Im Beten von Vater und Mutter wird das Kleinstkind, wenn auch noch unbewußt, dieses Gottesbild zuerst »erfahren«. Vor allem das Urvertrauen als Grundlage allen Glaubens muß in dieser Zeit in der Seele des Kindes wachsen. Mag der Kindergarten schon manche Katechismuswahrheiten vermitteln: Wesentlicher sind die sittlichen und religiösen Grundhaltungen, die er im Kleinkinde pflegt.

b) Der Glaube des Schulkindes: Es ist wesentlich, daß neben dem weltlichen Unterricht, der das Wissen um die Welt vermittelt, der religiöse Unterricht als selbstverständlich einhergeht. Nur so können christliches Gottesverständnis

zusammen mit christlichem Welt- und Selbstverständnis wachsen. Ein Auseinanderreißen dieser drei schadet dem religiösen Realitätsbewußtsein des Menschen für sein Leben. Dazu ist von höchster Bedeutung, daß der Religionsunterricht nicht nur die Wahrheiten, sondern auch die religiösen Gefühlswerte und den Sinn für die sittlichen Forderungen vermittelt und dazu beiträgt, daß das Gottesbild im Menschen seiner geistigen Entwicklung gemäß wächst. Vor allem Erstbeicht und Erstkommunion haben die Welt des sittlichen und die Welt des christlichen Mysteriums neu zu erschließen. Haben wir noch eine Erinnerung an unseren Religionsunterricht?

c) Die Pubertätszeit ist für den Glauben eine Zeit besonderer Krisen. Besonders begnadete Menschen, die wir in der Kirche vielfach als jugendliche Heilige verehren, reifen in ihr zu ihrer besonderen Heiligkeit. Für die meisten Menschen ist es jedoch die Zeit eines meist einseitigen intellektuellen Erwachens, mit dem die anderen Kräfte unserer Seele nicht hinreichend Schritt halten können. Das führt zu den für diese Zeit typischen Glaubenszweifeln und für manche Menschen werden diese Jahre zu einer »religiösen Schonzeit«, da erst die natürliche und persönliche Identität gewonnen werden muß, ohne die der Glaube nicht reifen und wachsen kann.

d) Einen neuen Anfang und ein neues Wachstum für den Glauben bringt vielfach erst die kommende Zeit des Weges in das Leben: des Weges zu Beruf, Ehe und Familie. Im Erleben der neuen menschlichen Gemeinschaften wird auch die Kirche neu verstanden und gelebt und in diesem neuen Verstehen und Erleben von menschlicher Gemeinschaft werden auch die religiösen Grundlagen und Grundfunktionen neu gesehen und bejaht. Wenn in jungen Jahren Christus nicht als Freund verstanden wurde: in diesen Jahren kann Christus als Partner des Lebens neu gefunden werden. Gott als unser Vater und der heilige Geist als Lebensgeist neuer christlicher Gemeinschaften können neu erlebt werden. Es ist die Zeit, in der eine erste innere Bekehrung, ein echter Neuanfang im religiösen Leben möglich wird.

e) Im Lebenskampf, in Beruf und Familie, in Wirtschaft und Gesellschaft muß reifen, was im Vorausgehenden grundgelegt wurde: die gläubige Eigenpersönlichkeit. Es gilt, die Infantilismen zu überwinden, die nur bewahren wollen, was dem Kind gefallen hat, die nur gehorsam tun wollen, was man gelernt hat, die uns hindern, wir selbst zu werden, auch in unserem Glauben. Augustinus hat den Glauben einst definiert als »cum assentione cogitare«, d. h., den Glauben bedenken und im Denken gläubig werden. Das Entscheidende aber ist, das Leben aus dem Glauben, das gläubige Leben mit der Kirche zu finden, weil darin die Glaubenswahrheit für uns erst Lebenswirklichkeit wird. Hier geschieht die eigentliche Peripetie in unserem Glaubensleben.

f) Was die folgenden Jahre des ersten Alterns mit sich bringen müssen, ist vor allem die Integration der ganzen Welt im Glauben: Mag in den Stürmen des Lebens manches Gebiet dieser Welt noch als »unsere Sache« erschienen sein – nunmehr gilt es zu begreifen, daß es nichts gibt, was nicht von Gott her käme und nicht zu Gott hinführen müßte: kein Gut und kein Mangel, keine Freude und kein Leid. Wie

im natürlichen Leben so wird auch im Glaubensleben nunmehr die Sprache der Symbole neu verständlich: Nicht um Wissen, sondern um Verstehen geht es, nicht um Leisten, sondern um Anerkennen und um dankbares Empfangen. Lob und Dank bekommen im religiösen Leben ein neues Gewicht. Wie das natürliche Leben in neuer Weise »verzeihen« verlangt, so wird auch im religiösen Leben nunmehr das Verzeihen neu verstanden. Wir begreifen immer mehr, daß wir von der verzeihenden Liebe Gottes leben.

g) Die Jahre des Alters endlich sind die kostbarsten und wichtigsten Jahre auch für unser religiöses Leben. Wie wir im natürlichen Leben lernen müssen, nicht zu richten, sondern zu verstehen und zu helfen, so müssen wir im religiösen Leben lernen, bewußt und froh selber klein zu werden, damit Gott wieder groß werde: Magnificat! Hoch preiset meine Seele den Herrn! Das kindliche Staunen muß die Augen wieder öffnen für die Größe Gottes in seiner Welt und in seiner Geschichte und in unserem eigenen Leben. Das alte Gebet aus der rheinischen Mystik, »O Gott, mach aus mir ein Werkzeug des Friedens!« bringt diese Grundhaltungen in besonderer Weise zum Ausdruck: Im Geben empfangen wir, im Vergessen unserer selbst finden wir uns, im Verzeihen wird uns verziehen und im ergebenen Sterben ziehen wir ein in das ewige glückselige Leben mit Gott. Hier hat Psalm 30 seinen Platz, den Christus, der Herr, am Kreuz als letztes Wort spricht: »Fürwahr, Fels und Burg bist Du mir, um Deines Namens willen führe mich und leite mich, befreie mich aus dem Netz, das man heimlich mir legte; denn meine Zuflucht bist du! In Deine Hand empfehle ich meinen Geist! Du erlösest mich! Herr, Du getreuer Gott!« (Ps 30, 4–6)

h) Dann mag sich uns in demütigem und dankbarem Glauben erschließen, was Paulus (2 Kor 5, 6–9) in die Worte faßt: »So sind wir allzeit frohen Mutes, auch wenn wir wissen, daß wir, solange wir daheim sind im Leib, als Fremdlinge fern sind vom Herrn, denn wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Wir sind guten Mutes und möchten am liebsten ausziehen aus dem Leib und einziehen beim Herrn«. Johannes schreibt dazu in seinem ersten Brief (3, 2): »Wir wissen, daß wir Ihm, wenn er sich uns offenbaren wird, ähnlich sein werden; denn wir werden Ihn schauen, wie er ist. Jeder, der seine Hoffnung auf Ihn setzt, heiligt sich gleich wie Er (Gott oder unser Herr Jesus Christus) heilig ist.« – Nur Gott kann schenken, was den Glauben erfüllt: das Schauen der wirklichen Wirklichkeit, aus der der Mensch als Gottes Geschöpf und Gottes Ebenbild und Gottes Kind lebt.

2. Die Hoffnung

Auch die Hoffnung hat ihre große Geschichte in unserem Leben. Nennen wir wiederum nur die wichtigsten Stationen.

a) Beim Kind ist es wohl nur das Vertrauen, daß sein Glücksverlangen immer wieder Erfüllung finden wird. Es wird Sache der religiösen Erziehung des Kindes sein, wie weit das übernatürliche Glück als Geschenk Gottes in diesen Jahren vor dem geistigen Auge des Menschen schon sichtbar wird.

b) Die Pubertätsjahre sind auch für die Hoffnung die große Krisenzeit. Was erhofft wird, bezieht sich noch weitestgehend auf die eigene Person: Hoffnung ist noch egozentrisch. Das ersehnte Glück wird noch als ein totales Glück gesehen: alles oder nichts! Der junge Mensch will dieses Glück sich selbst erringen, selber bauen: Frucht der Leistung, nicht Geschenk soll es sein. Selbst im religiösen Menschen werden diese Grundzüge natürlicher Hoffnung in dieser Zeit noch überwiegen.

c) Erst in den Jahren der Reifung in Familie und Beruf und Gesellschaft wird sichtbar, daß wahres Glück ein »Ganzes« ist, das sich aus vielen Teilen zusammensetzt, und immer mehr ist als die Summe dieser Teile. Erst jetzt wird erfahren, daß das Beschenktsein mehr Glück bedeutet als der Erfolg, weil es freier macht von uns, als dies je der Erfolg tun kann. Die soziale und ekklesiologische Komponente der wahren Hoffnung wird sichtbar. Im Geheimnis der Gnade erschließt sich neu unser Gottesbild und damit unsere religiöse Hoffnung.

d) Langsam muß in diesen Jahren die Hoffnung das »Irdische« übersteigen. In der Anerkennung von Schuld, in der Bewältigung von Mißerfolgen, in der Fragwürdigkeit oder Sinnlosigkeit so mancher irdischer Werte müssen und können wir an jene Grenzen gelangen, hinter denen erst der Gegenstand wahrer religiöser und christlicher Hoffnung aufscheint. Das Antlitz Christi und sein Kreuz gewinnen neue Konturen für unser inneres Schauen.

e) Erst langsam, vielfach in längerem und tiefem Leid, wächst in uns oft die ganz menschliche Hoffnung, in der der Mensch nichts mehr für sich selber sucht, in der er sich jener Wirklichkeit erschließt, in der erst sichtbar wird, was die Tiefe unseres menschlichen Herzens eigentlich erhofft: Deus semper maior: Gott, der immer größer ist als alles, was wir Menschen uns ausdenken und erstreben können: Der Schöpfergott, aus dessen schöpferischer Liebe alles geworden und in dessen erfüllender Liebe alles aufgehoben ist; Christus, der Erlösergott, der durch sein Kreuz und Leiden nicht nur Verzeihung, sondern neues Leben, Sieg und Vollen- dung uns erwirkt; der heilige Geist als Geist der Wahrheit und der Liebe, in dem alle Heilung und Heiligung, alle Geborgenheit und Freude und Erfüllung in der Gemeinschaft aufgehoben ist: Gott.

f) Hoffnung mag in unseren alten Tagen wieder zurückkehren zum kindlichen Vertrauen, das nichts mehr für sich selbst sucht, das sich in Freude und Dankbarkeit nur dem übergibt und überläßt, der allein schenken und erfüllen kann, was menschliche Hoffnung je zu träumen wagte.

g) Dann mag der Blick frei werden dafür, daß Hoffnung zu Besitz wird, so wie Glauben zu Schauen. Besitz heißt hier freilich nicht mehr, was es in unserem irdischen Leben meint: daß ich etwas für mich habe, darauf sitze, es be-sitze; nein, Gott wird es sein, der mich besitzt, dem ich gehöre, bei dem allein ich aufgehoben bin und Erfüllung finde. »Ich werde Gott erkennen, wie ich von ihm erkannt bin« (1 Kor 13, 12). Wenn Glaube das Fundament unserer christlichen Existenz und Liebe das Motiv dafür ist, dann ist Hoffnung die große Kraft, die unsere Reifung trägt und vorwärts treibt. Hier gilt das Wort des Apostels (2 Kor 4, 16 ff.): »Wenn auch unser äußerer Mensch zugrunde geht, so wird doch der innere Tag für Tag

neu; unsere augenblicklichen kleinen Drangsale erwirken uns überströmende Fülle, ein unvergängliches Übergewicht an Herrlichkeit.« – Wenden wir uns nun dem Letzten, der Liebe, zu!

3. Die Liebe

Wenn wir von den verschiedenen Gestalten der Liebe in der Entwicklung unseres menschlichen Lebens sprechen wollen, müssen wir uns eingangs drei Wahrheiten recht klar machen: Die erste Wahrheit ist: Wenn der Glaube auf die Wirklichkeit und Wahrheit an sich geht, so wie sie uns von Gott her geoffenbart sind, wenn die Hoffnung auf die eigene Befindlichkeit und Existenz des Menschen ausgerichtet ist, für die uns der Glaube vieles sagt, was über unser natürliches Denken hinausreicht, so ist die Liebe schließlich auf jene innere Mitte im Menschen gerichtet, wo wir von »Person« sprechen, eine Wirklichkeit, die schon auf Erden erst im Ich zum Du und zum Wir sich erschließt, und die, wie unser Glaube uns sagt, ihre letzte Quelle in Gott selber hat. So kann Johannes, der Liebesjünger Jesu, in seinem ersten Brief (4, 7–21) schreiben: »Die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott« (4, 7). – »Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm« (4, 16).

Daraus ergibt sich die zweite Erkenntnis: Wenn Wachsen und Reifen für Glaube und Hoffnung vielfach von unserem Verhältnis zur Umwelt und zum Mitmenschen, also von außen her bestimmt werden, so gilt von der Liebe, daß ihr Wachsen und Reifen in erster Linie vom Verhältnis des Menschen zu sich selber, zu seinem innersten Wesen, abhängt. Darum verlangt Wachsen in der Liebe vor allem Wachsen in der innersten Selbsterkenntnis. Darum verlangt Wachsen in der Liebe vor allem ein Offensein für die innere Peripetie weil in jedem Menschen, wenigstens durch die Erbsünde, echte Liebe von Selbstsucht überwuchert wird, die aller echten Liebe entgegensteht. Darum gehört auch zum Wachstum in der Liebe vor allem die immerwährende Bereitschaft zu Umkehr und Einkehr, zur Bekehrung, und die Treue zu dem, was man erreicht oder sich selbst vorgenommen hat.

Das zuletzt Gesagte läßt uns an etwas denken, was in unserer Kirche in der Rede von den »Ständen« aufgehoben ist. Wir sprechen vom Laien-, vom Priester- und vom Ordensstand, d. h. von drei Möglichkeiten, die christliche Aufgabe des »Reich-Gottes-Dienstes« in dieser Welt zu erfüllen. Der Laie hat die Aufgabe, in dieser leibhaftigen Welt das Reich Gottes aufzubauen. Von dieser Welt her und mit dieser Welt muß er zu Gott heimgehen. Der Priester hat sich in der Priesterweihe ganz Christus anheim gegeben, und seine Aufgabe ist, von Christus her dem christlichen Laien bei der Verwirklichung seiner Weltaufgabe in der Kirche Christi, mit der Offenbarung und dem Sakrament Jesu Christi, beizustehen. Der Ordensangehörige hat in seinen Gelübden von Jungfräulichkeit, Gehorsam und Armut für sein ganzes Wesen mit Person, Seele und Leib sich ganz Gott geschenkt und irgendwie auf das Irdische verzichtet. Der Ordensstand allein wird darum Stand der »Vollkommenheit« genannt. Für ihn wie schon für den Priester ist darum das Erste, seiner

»ersten Liebe« treu zu bleiben, was diesen beiden aber auch nur gelingen kann, wenn sie ebenso wie der Laie ihr Leben als einen ständigen Weg der Bekehrung begreifen und zu leben suchen.

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen nun der Betrachtung der einzelnen Phasen der Liebe in der Entwicklung des Menschen zu!

a) Die Liebe des Kindes ist auf allen Stufen des Leiblichen und des Geistig-Seelischen wie des Personalen im wesentlichen eine »Antwortliebe«: Ihre Kraft und ihre Gestalt ist von dem bestimmt, was dem Kind von seiner Umwelt, von Vater und Mutter und Geschwistern und Freunden an Liebe geschenkt wird. Die religiöse Liebe des Kindes wird von dem bestimmt, was in den religiösen Wirklichkeiten Gott und Christus und Kirche usw., die das Kind in Leben und Unterricht kennenlernt, ihm als Liebe aufscheint. Der Erzieher wird im Kinde Liebe nur in dem Maße zu wecken vermögen, als es ihm gelingt, die Welt, die er ihm als Wirklichkeit erschließt, als eine liebende und liebenswerte Welt dazustellen.

b) Was im Kinde noch durch äußeren Anstoß sich bildete und entfaltete, das muß im Jugendlichen nunmehr in seinem eigenen Inneren und jetzt auch in seiner Differenzierung zwischen dem Sinnlich-Leiblichen, dem Geistig-Seelischen und dem Personal-Sozialen sich entwickeln. Gerade in der Auseinandersetzung und im Zusammenwirken dieser drei recht verschiedenen Schichten der menschlichen Existenz wird der Krisencharakter der Liebe mit seinen Möglichkeiten und Gefahren deutlich und wirksam. Was dem eigenen Herzen als Sturm und Drang erscheint, findet seine erste Ordnung im neuen Erfassen vom Schönen, Guten und Erhabenen, so wie im neuen Erleben von Gemeinschaftsidealen wie Aufrichtigkeit, Treue und Zuverlässigkeit. Die Grundlegung und Entwicklung der religiösen Wertungen und Haltungen wird in dieser Zeit weitgehend bestimmt durch drei Faktoren: durch den religiösen Geist der Familie und das Verhältnis des jungen Menschen zu seiner Familie, durch religiöse Vorbilder, Heiligengestalten oder Helden, nicht zuletzt durch Freunde oder Freundinnen und deren religiösen Überzeugung und Frömmigkeit. Die religiöse Liebe wird sich im wesentlichen nur an der Christusgestalt in dieser Zeit entzünden können.

c) Was in diesen Jahren der Reifung noch in einzelnen unsicheren Ansätzen aufkeimen und anwachsen mußte, muß nun in der Zeit der ersten Reifung des Lebens, in Beruf, Ehe und Familie, wachsen und sich konsolidieren. In dieser Zeit gilt da für das religiöse Leben und vor allem für das Leben der Liebe: 'Was du ererbst von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!' An die Stelle von Gewohnheit und Nachahmung muß eigene Erkenntnis, eigene Entscheidung, eigenes Leben treten. Das Entscheidende wird sein: War bisher die erste Liebe auf Werke, Ideen und Ideale gerichtet, so muß nunmehr die Liebe gewonnen werden, die auf die Realitäten geht, die hinter diesen Werten, Ideen und Idealen stehen. Die menschliche Liebe muß den wirklichen Menschen meinen, nicht das Bild, das man sich einst von ihm gemacht hat; die leiblich-sinnliche und die geistig-seelische Welt müssen von der personalen Mitte her neue erfahren und verstanden werden, damit echte Liebe aus dem egoistischen Raum heraus in den altruistischen Raum hinein wachsen kann. Der lebendige Gott muß in der Wirklichkeit des Lebens, in Beruf,

Familie und Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur entdeckt und neu erfahren werden, um wirklich Adressat der eigenen persönlichen Liebe zu werden. Auch Schuld und Reue, demütige Selbsterkenntnis und Neuanfang und eigenes Verzeihen fremder Schuld sind wichtige Stationen auf diesem Werdegang zu einer wirklichen Liebe.

d) Was hier begonnen, muß im Vollalter des Lebens zu einer ersten Reifung kommen, vor allem durch die große Peripetie, durch die in Selbstliebe, Nächstenliebe und Gottesliebe der egoistische Ungrund immer neu erkannt und überwunden wird und jene zwei Pfeiler aufgerichtet werden können, die allein wahre Liebe tragen: die Freiheit des eigenen Herzens zur sich schenkenden Liebe, die alles Liebenswerte erst wahrhaft liebenswert macht, und die klare und lautere Erkenntnis der Liebenswürdigkeit aller Liebeswerten, in der die eigene sich schenkende Liebe immer erst zu ihrer eigenen Freiheit gelangen kann; frei werden von aller Machtsucht und Genußsucht, von aller Selbstherrlichkeit, Selbstgefälligkeit und Geltungssucht; erkennen und verstehen, daß Liebe nicht sein kann ohne Leid, daß wahre Liebe letztlich die Flamme ist, die aus gemeinsamem Opfer aufsteigt, dem Opfer des Geliebten und dem Opfer des Liebenden, die zugleich aber davon lebt, daß jeder der beiden sich nur für den Geliebten, nicht für den Liebenden erachtet. Nur durch die verschiedenen Krisen in Ehe und Beruf, in Gesellschaft und Leben hindurch wird diese Reifung dem geschenkt, der sie an sich geschehen läßt.

e) Gerade dies zuletzt Gesagte muß zur Zeit des Alters dann dazu führen, daß sich die Rangordnung der Liebe (*ordo caritatis*), über die die große Theologie des Mittelalters viel nachgedacht hat, allmählich klärt. Die irdischen Werte, denen unsere Lebensarbeit und unsere Mühen gegolten haben, entschwenden; die neue Zeit, die neue Jugend, sie stellen neue Forderungen, neue Werte auf. Es ist die Zeit, »das Irdische zu segnen«. Die Menschen, die uns im Leben Großes, oft alles bedeutet haben, sie gehen fort, verlassen uns. Sie mögen in unserer Liebe weiterleben, damit die Dankbarkeit und Treue, ohne die es im Menschen nichts Gutes gibt, in uns ausreifen können. Doch die wahre Liebe zu unseren Lieben, die uns verlassen haben, wird nur dann wahr sein, wenn uns diese Liebe weitergeleitet zu dem, bei dem wir unsere Lieben im Glauben aufgehoben wissen. Nun ist es an der Zeit, daß Gott und unsere Liebe zu Gott in uns den Realitätsgrad erreicht, den bisher nur Mitmenschen und unsere Welt, unsere Berufswelt in uns hatten.

f) Jetzt mag die Zeit kommen, da Jesu Wort die letzte Weisheit für uns ist: »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...!« Nun wird die Gottesliebe in uns immer mehr darin gründen, daß wir wieder wissen und verstehen, daß wir in Gott einen Vater, unseren Vater haben, und dieser Vater ist nur Liebe! »Darin besteht die Liebe, nicht, daß wir Gott liebten, sondern daß er uns liebte und seinen Sohn sandte zur Versöhnung für unsere Sünden« (1 Joh 4, 10). In diese Liebe können wir vertrauensvoll all unser Leben bergen, alles, auch unser Versagen und unsere Schuld gehen unter in dieser Liebe. »Wir haben erkannt und geglaubt an die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm. Darin ist die Liebe Gottes bei uns vollkommen geworden, daß wir Zuversicht haben am Tag des Gerichtes, weil so, wie er ist, auch

wir sind in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt alle Furcht hinaus« (1 Joh 4, 16–18).

Diese innere Freiheit, die nur die verzeihende Liebe Gottes schenken kann, erst sie macht uns frei zu jener umfassenden und problemlosen Nächstenliebe, ohne die unsere Gottesliebe nicht zur letzten Reife kommen kann. »Erst wenn wir einander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen« (1 Joh 4, 12).

Vielleicht das Letzte, was wir hier begreifen können: Unsere menschliche Liebe zu Gott ist immer nur ein Versuch, so lange wir auf Erden leben. Das Letzte in diesem Leben kann und muß sein, daß wir wissen, daß wir von Gott geliebt, ganz geliebt sind. Dies ist das Letzte für jeden Menschen, einerlei welchen Standes er in dieser Welt war: Laie, Priester oder Ordensangehöriger. Vor dem Gerichte Gottes sind wir alle immer nur Menschen. Vor der Liebe Gottes sind wir alle immer nur seine Kinder.

Soviel über Glaube, Hoffnung und Liebe im Spiegel der Phasen unserer eigenen menschlichen Entwicklung. Was wir gesagt haben, gilt für jeden Menschen, für jeden Christen. Lassen Sie mich darum zum Schluß noch ganz kurz einiges zu dem sagen, was den Weg jedes einzelnen von uns zu diesem Ziel betrifft.

4. Der Weg des Christen zur Vollkommenheit

a) Zunächst ist festzuhalten, daß alle bloß menschlichen und irdischen Vollkommenheitsideale meist menschliche Selbsttäuschung sind und darum in der Regel ins Gegenteil ausschlagen. Schon Passmore hat in seinem Buch »Der vollkommene Mensch. Eine Idee im Wandel von drei Jahrtausenden«, Stuttgart 1975, dies überzeugend gezeigt. Der Mensch ohne Gott kann den natürlichen Egozentrismus und Egoismus nicht überwinden. Auch die höchsten Ideale werden von ihnen überschattet. Das gilt von dem liberalen Idealismus ebenso wie für das marxistische Gesellschaftsideal. Wenn im Christentum von einem Vollkommenheitsideal gesprochen wird, kann es immer nur im Wort der Offenbarung Christi und in den Gnadengaben Gottes in seiner Kirche gesucht werden. Diese aber stellen jeden Menschen täglich in Frage und schicken ihn je aufs Neue auf einen Weg, den er selber suchen und gehen muß nach seinem Gewissen und in Vertrauen auf die Gnade des Herrn.

b) Will der Christ für sich allein im Lichte seines Glaubens sein Ziel und seinen Weg erkennen, muß er stets dreierlei im Auge behalten:

Er muß die Grundstruktur seines eigenen Wesens beachten, das seine Entfaltung und Reifung nur finden kann im rechten Zusammenspiel seiner drei Grundwirklichkeiten: seiner Leibhaftigkeit mit ihrer Notwendigkeit, seiner Geist-Seele mit ihrer Wertorientierung und seiner Personalität mit ihrer letzten Entscheidungsfreiheit.

Das Zweite sind die Grundwirklichkeiten der Heilsgeschichte: der Schöpfergott und Vater, dem wir alles verdanken, was wir sind und haben; der Erlösergott Jesus Christus, ohne den es keine Heilung der in allen Menschenleben stehenden

Krankheiten und Irrungen gibt; und schließlich der Heiligmacher, der heilige Geist, der alles vollenden muß, was Gott geschenkt und was Gott geheilt hat.

Das Dritte ist die heilsgeschichtliche Grundsituation eines jeden Menschen, die in unserem Glauben durch die Lehre von der »Erbsünde« offengelegt wird, wie sie in Gen 3, 1–6 zu erheben ist. Das Gottesbild in unserem Herzen ist verdunkelt, so daß wir von Kindesbeinen an zur »Gottvergessenheit« neigen, die sich im einzelnen Leben bis zur Gottesverachtung, Gottesleugnung und zum Gotteshaß entwickeln kann.

Ebenso ist unsere Selbsterkenntnis, unser Selbstverständnis und Selbstverhältnis verdunkelt, was uns zur »Selbstherrlichkeit« führt, die Hybris vor Gott, Selbstgefälligkeit in uns selber, Herrschsucht und Machtsucht gegenüber anderen und Menschenverachtung bis zum Haß werden kann. Durch diese Gottesvergessenheit und Selbstherrlichkeit ist endlich unser Weltverständnis und Weltverhältnis verdunkelt. Wir neigen zu einer »Weltverlorenheit«, in der wir die Welt nicht mehr als Gottes Gabe und als Aufgabe an uns begreifen, sondern vielmehr als Wirklichkeit, die unserer Genußsucht, unserer Selbstsucht, unserer Herrschsucht, kurz all unseren Leidenschaften, wie sie uns in der berühmten Tafel die sieben Hauptsünden begegnen, dienen soll. Diese drei Seiten der einen Erbsünde sind die drei Wurzeln all unserer einzelnen Fehler und all unseres Versagens.

Diese drei mal drei Wirklichkeiten tragen unser Gott- und Selbst- und Weltverständnis und bestimmen so unser ganzes Leben. Wir werden, jeder von uns wird, seinen Lebensweg immer nur dann recht finden und gehen können, wenn er dieses Ganze und jedes Einzelne darin und das Verhältnis dieser Einzelnen zum Ganzen jeden Tag neu zu erkennen und zu leben sucht.

c) Den Weg zu diesem Ziel mögen uns drei große Gestalten zeigen:

Die erste ist Johannes der Täufer mit seinem Wort: »Jener muß wachsen, ich muß abnehmen« (Joh 3, 30). Dies ist das Geheimnis des »Kindwerdens vor Gott«. Nur in dem Maße, in dem unsere Selbstherrlichkeit abnimmt, kann die Gottesherrlichkeit in uns wachsen, und nur so wird unser Weltverständnis und Weltverhältnis wieder in Ordnung kommen. Nur Demut führt zu Frömmigkeit und Frömmigkeit zur Selbstbeherrschung. Dieser Dreischritt ist seit den ältesten Zeiten, wenigstens seit dem 4. Jahrhundert, das Thema der bekannten drei Ordensgelübde: Jungfräulichkeit, Gehorsam und Armut.

Der zweite Wegweiser auf unserem Weg zum Christwerden ist Maria, die Mutter des Herrn, deren Leben bestimmt ist durch das Wort »Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort!« und deren Lebensinhalt zum Ausdruck kommt in ihrem Gebet: »Hoch preiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland; denn er hat angeschaut die Niedrigkeit seiner Magd!« Nur in Hingabe, demütigem Dank, begeistertem Lobpreis kann unser Gottesverständnis und Gottesverhältnis wachsen bis »Gott alles in allem ist« (1 Kor 15, 28).

Der dritte Wegweiser mag Nikolaus von der Flüe sein, der in dem ihm zugeschriebenen bekannten Gebet all das erbittet, was wir als Weg zur Vollkommenheit bisher verstanden haben: Das Gebet, das wir in allen Lebenssituationen immer

wieder beten sollten, lautet: »Herre Gott, nimm weg von mir alles, was mich hindert zu dir! Herre Gott, schenk immerdar mir, was mich fördert zu Dir! Herre Gott, nimm mich selber mir und gib mich ganz zu eigen Dir!«

Das ist das letzte Geheimnis unseres christlichen Weges zu Gott: Von Gott müssen wir erbitten, was wir selber leisten sollten, weil nur Gott schenken kann, was wir nicht fertigbringen, und weil Gott in seiner Liebe immer gibt, was wir von ihm erbitten.

»Bittet, und ihr werdet empfangen! Suchet, und ihr werdet finden! Klopfet an, und es wird euch aufgetan!« (Mt 7, 7)